

Wo können Aidskranke wohnen?

Der Verein Zürcher Aids-Projekte (ZAP)
sorgt für Wohnraum

Selbst für Gesunde und beruflich Aktive ist es in Zürich immer schwieriger, eine zahlbare Wohnung zu finden, geschweige denn für HIV-infizierte und aidskranke Drogenabhängige. Sichere Wohnverhältnisse sind jedoch für die soziale Wiedereingliederung wie für die körperliche und psychische Stabilisierung der kranken Frauen und Männer eine der dringlichsten Voraussetzungen. Zum Anlass des Welt-Aidstages sollen die konkreten Hilfemassnahmen, die Erfolge und Probleme des 1987 gegründeten Zürcher Vereins ZAP vorgestellt werden.

Von Maja Wicki

"Das Recht auf ein eigenes Bett" ist für die ZAP und deren Geschäftsleiterin Silvia Wyss die zentrale Forderung, die ihrer Arbeit zugrundeliegt, eine Art Zusammenfassung aller - für die meisten von uns - so selbstverständlichen Bedingungen normalen Lebens: ein Dach über dem Kopf, ein Ort, wo man nicht fremd ist, ein Zuhause. Warum sollten nur Tüchtige und Gesunde auf dieses Recht pochen dürfen? Zwar erscheinen die knapp zwanzig "Betten", die in vier verschiedenen Wohngemeinschaften, grösseren und kleineren, von der ZAP in der Stadt zur Verfügung gestellt werden können, als geringe Linderung des dringenden Bedürfnisses nach Aufgehobenheit und Ruhe einer wachsenden Anzahl HIV-Infizierter (allein im Kanton Zürich sind heute etwa 1200 Frauen und Männer registriert) und Aidskranker (kantonal etwa 200).

"Ständig braucht es neue, flexible Lösungen"

Mit dem Bett allein ist es ja nicht getan. Ein Zuhause bedeutet mehr - ein eigenes Zimmer, Gemeinschaftsräume - Küche, Bad, Wohnzimmer, eventuell ein Werkraum oder Atelier -, vor allem aber ein Mensch, der einen erwartet und der einem wohlgesinnt ist. Es bedeutet ein warmes und funktionierendes Ambiente, zu dem die Mitglieder der Wohngemeinschaft allerdings ihren Teil beizutragen haben, nicht nur finanziell (1000 bis 1350 Franken monatlich für Kost und Logis), sondern auch durch die Übernahme bestimmter - den Kräften angemessener - Pflichten im Haushalt. "Die Erledigung der 'Ämtli' ist jedoch nicht zwingend", erklärt Madelaine Lutz, eine der fünf Betreuerinnen und Betreuer der "Blüemlisalp", des grössten Projektes der ZAP, wo vier Frauen und drei Männer gemeinsam wohnen. "Wer zu schwach wird, wird umsorgt. Ständig braucht es neue, flexible Lösungen." Sie betont auch, dass während der häufig nötigen Spitalaufenthalte das Zimmer reserviert bleibt, so wie in einer Familie, dass selbst Sterbenskranke nicht weggewiesen werden, solange die Pflege nicht allzu anspruchsvoll ist. "Im Mittelpunkt steht vor allem ein sinnvoll gestaltetes Leben, der Krankheit und der Suchtabhängigkeit zum Trotz."

Vermittlung zu Angehörigen, Behörden und Versicherungen

Das ist leichter gesagt als realisiert, zumal allein schon die Organisation des Zusammenlebens ungeahnte Probleme aufwirft. Einzelne der infizierten Drogenabhängigen haben während längerer Zeit keinen festen Wohnsitz gehabt, haben in Notschlafstellen oder bei wechselnden Bekannten genächtigt, wissen nicht mehr, wohin sie gehören. Andere haben

Aufenthalte im Gefängnis oder in einer psychiatrischen Klinik hinter sich. Die meisten haben das soziale Netz, aus dem sie stammen, durch den Jahre währenden Drogenkonsum und durch die daraus entstehende Isolierung so strapaziert, dass es sie nicht mehr trägt; die meisten stecken auch in finanziellen Nöten, müssen Schulden zahlen und haben Mühe, die Gesuche, Anmeldungen und was sonst noch zum schriftlichen Verkehr mit Sozialamt, Polizei, Einwohnerkontrolle, Krankenkasse, Invalidenversicherung und anderen Institutionen gehört, zu erledigen. Madelaine Lutz erklärt, dass gerade die Hilfe bei der Erledigung des häufig komplizierten persönlichen und administrativen "Büros" einen grossen Teil der Präsenzzeit der Teammitglieder beanspruche. "Ebenso wichtig aber sind die Gespräche über alle anderen Probleme, über die Ängste und Empfindlichkeiten, über die erlebten Verletzungen, über Bedürfnisse und Pläne, auch über Abschiednehmen und Tod. Um die Auseinandersetzung mit der Sucht und ihren verheerenden Folgen kommt niemand herum."

Manchmal allerdings verhindern übermässiger Drogenkonsum, Misstrauen und Gewalt, dass jemand sich in eine Wohngemeinschaft einfügen kann, und die Betreuerinnen und Betreuer sehen keinen anderen Ausweg, als dem oder der Betreffenden zu kündigen. Das ist schon vorgekommen, ja eines der Pilotprojekte der ZAP, die Hausgemeinschaft Rosengarten, hat wegen unlösbarer Probleme vorzeitig aufgegeben werden müssen. Zum täglichen Engagement gesellt sich täglich auch das Risiko möglichen Scheiterns. "Es gibt trotzdem auch Erfreuliches bei unserer Arbeit", fährt Madelaine Lutz fort, "es gibt die Erfahrung, dass diese Entwurzelten und vom Tod Gezeichneten sich wohlfühlen, dass sie lernen, sich selbst zu akzeptieren und aufeinander Rücksicht nehmen, dass sie wieder be-

ginnen, dem Leben Sorge zu tragen, ihre Tage zu strukturieren. Manche werden wieder freundschafts- und bindungsfähig, nehmen wieder den - häufig seit langem abgebrochenen - Kontakt zur Familie oder zu anderen Bezugspersonen auf. Darin bestehen unsere Erfolgserlebnisse."

Struktur, Alltag und Aussicht der ZAP-Wohngemeinschaften

Neben dem geräumigen Haus an der Blüemlisalpstrasse findet sich im Industriequartier, mitten zwischen grauen Fabrik- und Lagerhallen, in einem wie durch ein Wunder stehengebliebenen, von einigen Birken umfächelten alten Wohnhaus seit Mai dieses Jahres eine WG für fünf Männer. Gegen Ende Jahr soll sie auf sieben Bewohner vergrößert werden. Für die Betreuung stehen zwei 75-Prozent-Stellen zur Verfügung, die stundenweise von einer Psychiatrieschwester und einem Sozialpädagogen ausgefüllt werden.

Zwei weitere kleine Wohngemeinschaften für je drei Bewohner und Bewohnerinnen bestehen seit 1988 in Albisrieden und in Affoltern. Auch hier können zwei 75-Prozentstellen für die sozialpädagogische und psychologische Begleitung der hier lebenden Frauen und Männer belegt werden.

Die Arbeit der Mitglieder der Betreuungsteams ist aufreibend. "Man brennt dabei aus", sagt Silvia Wyss, Geschäftsleiterin von ZAP und erfahrene Sozialarbeiterin, "und es ist nicht verwunderlich, dass einzelne ihre Stelle nach kurzer Zeit wieder aufgeben. So viel Einsatz an Energie, an Einfühlung und Toleranzbereitschaft hinterlässt Spuren."

Für die Bewohnerinnen und Bewohner der ZAP-Wohngemeinschaften aber sind die geordneten Lebensverhältnisse, die sie hier vorfinden und die sie mitgestalten lernen, eine

grosse Chance. Der Gesundheitszustand der meisten stabilisiert sich, die regelmässige Ernährung trägt das ihre dazu bei. Der unausweichliche Verlauf der tödlichen Infektion verlangsamt sich bei fast allen. "Wir sind hier Gestrandete", sagt mir eine der Bewohnerinnen, eine 26 jährige Ostschweizerin, die die Handelsschule "beinah" abgeschlossen hatte, aber zu ihrem Unglück ins Drogenmilieu rutschte, "wir sind hier ganz und gar in Anspruch genommen und gleichzeitig von allem abgeschnitten. Ich denke viel nach, um mir Klarheit zu verschaffen, warum wir so endeten. Klarheit ist doch, nicht wahr, der erste Schritt zur Veränderung."

Ein anderer Bewohner, gebürtiger Jurassier, der aber seit langem in Zürich wohnt, arbeitete als angelernter Sanitärinstallateur. Nachdem er lange mit einem heroinabhängigen Freund zusammengelebt hatte, ohne selbst "aufs Gift zu kommen", wie er sagt, liess er sich eines Tages doch anstecken. "Seither geht es mit mir bergab. Ich spüre, wie die Krankheit mich langsam zerstört, wie sie die Kräfte auffrisst. Das Schlimmste ist die Einsamkeit. Ich erlaube mir nicht mehr, eine Beziehung aufzunehmen. Ich will niemanden gefährden." In der WG fühlt er sich wohl. Er wünscht, von dort nie mehr weggehen zu müssen.

Silvia Wyss bangt um die Weiterführung der ZAP-Arbeit. "Viel Geld ist nötig und wenig ist vorhanden, trotz der Unterstützung durch Bund, Kanton und Stadt. Wenn nur mehr an Spendengeldern zusammenkäme", sagt sie, "es geht ja um die unglücklichen Söhne und Töchter unserer Gesellschaft, es geht um Menschen, die auf Grund ihrer Sucht und ihrer Krankheit in ihren Familien nicht mehr tragbar sind."

Es geht bei diesen Wohnprojekten für HIV-Infizierte und Aidskranke tatsächlich um einen - vielleicht - unspektakulären, aber für die ganze Schweiz vorbildlichen Beitrag zur

Lösung der schier unlösbaren Verhältnisse -
nicht am Rand, sondern mitten in unserer Ge-
sellschaft.